

General-Anzeiger

Bergische Nachrichten
Wuppertaler Nachrichten

der Stadt Wuppertal

Bergisch-Märkische
Zeitung

Verlag W. Girardet, Wuppertal-Elberfeld

Nr. 252 — 56. Jahrgang

Dienstag 27. Oktober 1942

Einzelpreis 15 Pfg.

Der Beginn der Rettung Europas

Die Bedeutung des Sieges der faschistischen Revolution

Es ist durchaus nicht gleichgültig, ob ein Volk die Ereignisse, die sich ringsum oder gar bei ihm selbst vollziehen, richtig erkennt oder nicht. Ja, aus der Geschichte ist ohne Mühe der Nachweis zu führen, daß Staaten, Regierungen und leitende politische Persönlichkeiten nicht selten dadurch Unglück über ihre Völker brachten, daß sie sich in der Abwägung der durch Kriege, Revolutionen oder sonstige umwälzende Ereignisse gebotenen Möglichkeiten verschätzten und dadurch der langen Reihe der „verfaulenden Gelegenheiten“ ein neues Glied hinzufügten. Das Reich der Ottonen, die erste große Konzeption europäischen Ausmaßes, verzehrte sich in fruchtlosen Kämpfen gegen Rom, weil es die mächtige byzantinische Bundesgenossenschaft nicht zu nützen wußte. Bismarcks Epigonen verkannten die Bedeutung des russischen Rückversicherungsvertrages und ließen es damit zu, daß das zaristische Reich im Osten die von England betriebene Entfesselung vollendete. Aber wir brauchen nicht in historische Fernen zu schweifen: England, dem der Führer des neuen Reiches alle Möglichkeiten, einschließlich einer förmlichen Garantie seines Weltreiches, zu einer friedlichen Abgrenzung der Interessensbereiche geboten hatte, überließ in freventlicher Selbstüberschätzung diese letzte Möglichkeit und büßte diese falsche Politik nun mit dem Verlust des Empire, aus dem selbst der amerikanische Bundesgenosse jetzt Stück um Stück in die eigene Wuchtpfanne überführt. Denselben Fehler begingen die Herren der Downingstreet Italien gegenüber. Als vor zwanzig Jahren die faschistische Revolution begonnen hatte, gab es offenbar keinen unter ihnen, der die Bedeutung dieses neuen „Risorgimento“ des großen Mittelmeer-Volkes erkannt hätte und gewillt gewesen wäre, sich ernsthaft mit den außenpolitischen Folgerungen zu befassen, die hier zu ziehen waren. Wie man später in Europa nach dem alten Rezept des „Gleichgewichts der Kräfte“ die eigene Vormachtstellung wahren zu können glaubte, so sah man in der Werbung eines neuen, zur Geltendmachung der berechtigten Forderungen auf einen seiner Stärke und Lebenskraft entsprechenden Raum durch die innere Einigung und Erneuerung befähigten Italiens keinen Anlaß, an der „traditionellen“ Mittelmeerpolitik Korrekturen vorzunehmen. Man segelte den alten Kurs weiter — und schien gar nicht zu ahnen, daß er infolge der gewaltigen, furchtbar im Voraus angelegenen Veränderungen in die Katastrophe führen mußte. Der große Plan des Führers, mit Italien und England ein neues Europa zu formen, scheiterte an der grenzenlosen Verstandlosigkeit der furchtig gewordenen politischen Greise an der Themse.

Ja noch mehr. Die faschistische Revolution war nicht nur ein italienisches, nicht nur ein europäisches, sondern ein weltgeschichtliches Ereignis. Adolf Hitler hat sie in seiner Reichstagsrede vom 26. April dieses Jahres als solches gewürdigt: „Die schwerste Auseinandersetzung gegen die drohende Vernichtung von Volk und Staat vollzog sich in Italien. In einem heroischen Aufbruch sondergleichen haben italienische Kriegsteilnehmer und italienische Jugend unter der Führung auch eines einmaligen Vagabunden das Kommando demokratischer Reliquie und bolschewistischer Gewalt in blutigen Kämpfen niedergeworfen und an ihre Stelle eine neue politische Volks- und Staatsidee gesetzt. Ich empfehle jedem Deutschen das Studium der Geschichte der faschistischen Revolution, und er wird dann nicht ohne innere Ergriffenheit den Weg und die Bewegung eines Mannes verfolgen, der so viel mit uns Gemeinames haben, daß wir ihren Kampf geradezu als ein Stück des eigenen Schicksals empfinden. Erst mit dem Siege des Faschismus konnte man von einer beginnenden Rettung Europas sprechen. Denn nun war an die Stelle eines Gedanken-Konglomerats destruktiver und auflösender Natur nicht die bloße Gewalt der Bajonette, sondern eine wahrhaft konstruktive neue Idee getreten. Zum ersten Male wurden in einem Staate die Volkswirtschaften nicht nur geschützt, sondern vor allem die Märkte gewonnen. Gewonnen für den Wiederaufbau einer besseren und gesünderen Gesellschaftsordnung, die im Staate nicht den Träger der Protektion einer bestimmten Gesellschaftsform, sondern die Voraussetzung zur Lebenserhaltung aller sieht.“ — Gültiger als mit diesen Zügen kann die ins Weltgeschichtliche reichende Bedeutung der faschistischen Revolution nicht ausgesprochen werden. Ein „heroischer Aufbruch“, getragen von den Frontkämpfern des ersten Weltkrieges und der Jugend, hat — zum ersten Mal in der modernen politischen Welt — „eine neue politische Volks- und Staatsidee“ gesetzt — und erst mit diesem Durchbruch der Idee, daß der Staat nicht „der Träger der Protektion einer bestimmten Gesellschaftsform, sondern die Voraussetzung zur Lebenserhaltung aller sei“, konnte „von einer beginnenden Rettung Europas“ gesprochen werden.

Was berechtigt den Führer zu diesen Feststellungen, die der faschistischen Revolution die Bedeutung



Zwei Führer — zwei Völker

Begeistert grüßen die Soldaten den Führer und den Duce während ihres gemeinsamen Besuches an der Ostfront. Rechts der Generalstabschef der italienischen Wehrmacht, Armeegeneral Cavallero.

Presse-Hoffmann.

eines wahrhaft epochalen Ereignisses, einer Wende, eines Wiederanfangs zuerkennen? — Folgendes: Nach dem ersten Weltkrieg war ein politischer Abschnitt zu Ende gegangen — endgültig und unwiderruflich. Die letzten Früchte in diesem verwüsteten Garten Eden am Rande der außenpolitischen Erkenntnis hielten Versäulungen, an dem des Sozialismus, Rassistriebe und Volksevidenz. Bis zu solchen Giftgewächsen war das Wachstum, das in der französischen Revolution keimte, sich in der politischen Spielart zur Demokratie und zum Parlamentarismus, in der sozialen zum Menschentum und zum Marxismus entwickelt hatte, am Ende entartet. Und davon konnten die Völker nicht mehr leben, daran konnten sie höchstens noch sterben. Nur die November-Größen in Deutschland konnten auf den Gedanken kommen, aus diesen letzten faulen Früchten einer abgelaufenen Wachstums-Periode noch schnell ein Wundertrunklein zu brauen, mit dem man die Folgen eines dann des Wahnsinns der Revolte anno 18 schließlich noch schmachvoll verlorenen Krieges zu heilen gedachte. Was leben wollte in Europa, bis die Segel und die Segel und die Segel nach neuen Ufern — und die Gerechtigkeit der Geschichte wird es nicht vergessen, daß die ersten, die das Land der Verheißung entdeckten, Söhne Deutschlands und Italiens waren. Beide waren feiner Leute Kind, beide hatten in harten Jugendjahren früh eigene Wege gehen gelernt, beide waren in den Gewittern des großen Krieges lebend geworden, beide lebten aus dem Schlamme der Schützengräben mit dem Gelübde zurück, ihre Völker aus diesem politischen Welt-Ende in eine neue Zukunft hineinzuführen. „Keiner wußte von dem andern, beide waren unbekannte Soldaten, Gefreiter der eine, Korporal der andere, beide gingen eine Nischenaufgabe an, an der die „Berufspolitiker“ immer wieder scheiterten — aber sie waren berufen und errangen den Sieg: der eine 1922, der andere elf Jahre später. Er bedeu-

tete für die Deutschen wie für die Italiener den Aufbruch in eine neue Zeit, für die übrige Welt die Schicksalsfrage ob sie, was nun geschah, erkennen, und welche Folgerungen sie aus dieser Erkenntnis ziehen würde.

Die Welt hat die faschistische Revolution, in der zum erstenmal „die beginnende Rettung Europas“ aufleuchtete, gar nicht oder erst spät erkannt — und sie hat in ihrer traurigen Wehrheit erst recht nicht die richtigen Folgerungen aus dieser Erkenntnis gezogen. Es konnte nicht anders sein. Denn in Paris und in London, in Washington und erst recht in Moskau — wo man selbst das Patent zu einer Erneuerung durch die rote „Weltrevolution“ zu besitzen glaubte — fehlten einfach die Voraussetzungen. Wie, hatte man nicht eben in Versailles jenen „Frieden der Gerechtigkeit“ diktiert, der alles so prächtig geordnet, die Reichen noch reicher und die Armen noch ärmer gemacht hatte? Was in aller Welt wollte der wilde Mann in Mailand mit seiner Revolution und „dieser Hitler“ mit seiner merkwürdigen Bewegung? Daß sich hier die Kräfte regten, die alle jene ungeheuren Probleme, die politischen, die wirtschaftlichen, die sozialen, die rassistischen, die in Versailles nicht einmal geahnt, geschweige denn erkannt und angepaßt worden waren, zu lösen willens waren: das sah niemand. Und als das neue Italien Wirklichkeit wurde, als durch das Land jenseits der Alpen der heilige Atem einer einzigartigen Persönlichkeit und das Wirken eines zum erstenmal nach neuen, großen Zielen ausgerichteten Volkes ging: da erkannte man noch immer nicht, was sich ereignet hatte, und die alten Männer an britischen, französischen und amerikanischen Kaminen schüttelten mißbilligend in die Luft und hielten höchstens Rat, wie dieses unangenehm lebendig gewordene Italien in der Rolle gehalten werden könnte, die man ihm anädhig zuerkannt hatte: sich mit den Broden zufrieden zu geben, die von der Herren Tisch fielen. Wo

war der Seher, der den Verantwortlichen das Wort Goethes von Valmuth noch einmal zugehört hätte, daß mit jenem Marich auf Rom eine neue Epoche der Weltgeschichte beginne? Wo die Erkenntnis, daß diese faschistische Revolution, so italienisch sie bis in den Kern hinein war, die Befreiung aus der demokratisch-parlamentarischen Verstrickung bedeutete, den „Wiederaufbau einer besseren und gesünderen Gesellschaftsordnung“, die doch nicht aus purem Zufall entstanden sein konnte, sondern zeigte, daß dieses System von einem Volke von fünfzig Millionen, einem Volk alter, höherer Kultur und gewaltigen geistlichen Leistungen, verworfen und abgelagt worden war wie ein zerstücktes Kleid? Kam niemand auf den Gedanken, daß dieses Ereignis den Schluß nahelegte, daß die „Schuld“ nicht bei Mussolini, nicht bei den Italienern, sondern eben bei dem überlebten, unbrauchbar gewordenen System lag? Vielleicht hat man im stillen Kämmerlein resignierter Betrachtungen solche Erwägungen angestellt. Zum Wort meldeten sie sich nicht — noch weniger gedachten sie zu Taten. Man verschloß Augen und Ohren und blieb bei den heillosen alten Methoden, nicht obwohl, sondern weil sie aus dem Staat „den Träger der Protektion einer bestimmten Gesellschaftsform“ machten. Und wenn sich an dem italienischen Feuer wirklich einmal ein Funke entzündete, dann trat man ihn angstvoll aus oder sah darüber hinweg — in der Hoffnung, er werde in der demokratischen Stille von selbst wieder erlöschen.

Erst als in Deutschland die neuen Fahnen wehten, erhielt das faschistische Italien auf der Bühne der Welt den großen kameradschaftlichen Mitspieler und Begleitenden. Nicht nur zwei Führer fanden sich, zwei Völker spürten in sich denselben Pulsschlag und dasselbe Schicksal, dieselbe Aufgabe und dieselbe Sendung: mit der aus dem eigenen revolutionären Erlebnis gewonnenen Kraft dieses Europa so zu ordnen, daß seine Völker künftig in einer gerechten Ordnung und in lebensfähigen Räumen friedlich beieinander wohnen können. Es gibt einen schlagenden Beweis für die unumstößliche Wahrheit und die sittliche Berechtigung dieses Zieles: wenn unsere Gegner versuchen, ihre „Kriegsziele“ darzustellen, und ihren Völkern Ideen vor Augen zu stellen, um die es sich lohnt, zu kämpfen und zu sterben, dann verweisen sie sich am Gedankenankel des Faschismus und des Nationalsozialismus, dann machen sie Anleihen bei unseren politischen, sozialen und kulturellen Programmen. Dieser Tage erst fanden in einer englischen Zeitung, dem „Daily Herald“, folgende Zeile: „Niemand in der ganzen Weltgeschichte gab es eine solche Gelegenheit zu revolutionären Umwälzungen.“ Abend für Abend diskutiert man in jeder Militärbarade, in jedem Lager und auf jedem Schiff über eine neue Welt und was sie sein könnte. Die alte Ordnung ist tot, ist tot, weil sie verfaulte. Eine bessere muß entstehen, und das schreit laut. Alle neuen Hypothesen des guten Willens müssen zu mächtigen Armeen zusammengeschweißt werden, welche die Uebel der Arbeitslosigkeit, Armut und Unfreiheit besiegen können. Aber wer soll es tun? — Nun denn, du harmloses britisches Gemüt, das sich im Gefühl der inneren Leere und des Todes der „alten Ordnung“ zu solchen Regerien verleiht: In Europa hat man es getan! Zuerst in Italien, dann in Deutschland. Andere Völker sind, nach ihrer Weise, gefolgt oder auf dem Marich. Wenn ihr es aber nun wolltet auf eurer Insel, dann müht ihr morgen die Gewerbe in die Erde stellen und euch zu dem bekennen, was ihr versucht habt und gegen das ihr in den Krieg gezogen seid! Vielleicht geschieht es einmal, vielleicht auch nicht — das ist eure, nicht unsere Sache. Wir aber sind uns des rechten Weges bewußt. Er begann, als der Gefreite Adolf Hitler im Lazarett zu Bajewall beschloß, Politiker zu werden — und als der Korporal Mussolini in Mailand das selbe tat. Und seit die Faschisten siegreich in Rom einzogen, hatte die Stunde geschlagen, da die Rettung Europas begann. Kämpft weiter „gegen den Faschismus“: wir wissen, wie dieser Kampf enden wird. Denn wer aus der Tiefe der völkischen Not, mit der Inbrunst des revolutionären Entschlusses, die diese beiden Völker erfahren haben, angetreten ist, in dessen Fahnen taucht der Sieg. Ihr werdet ihn uns nicht entreißen mit den stumpfen gewordenen Waffen jener nach euren eigenen Worten tot und starr gewordenen alten Ordnung und mit den politischen Systemen, die der Marich der jungen Völker in den Staub getreten hat. Es ist so, wie der Führer am 8. November 1941 sagte: „Dies sind zwei Revolutionen, die zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Formen, aber mit gleichen Zielen angetreten sind. Sie werden gemeinsam diese Ziele erreichen.“ Deshalb feiern auch wir den Tag des Marich auf Rom, deshalb nimmt nicht nur auf Befehl des Führers eine besondere deutsche Delegation an den Feiern zur Erinnerung an diesen Tag teil, sondern, im Geist, das ganze deutsche Volk mit Herz und Sinn. Denn wir feiern den Tag, an dem die Rettung Europas begann. Hans Chr. Meyer.

Sonder-Delegation der NSDAP in Rom

Im Zeichen der Verbundenheit mit dem faschistischen Italien

Berlin, 26. Oktober. Auf Befehl des Führers begab sich aus Anlaß der 20. Wiederkehr des Tages des Marich auf Rom eine besondere Delegation der Nationalsozialistischen Partei nach Rom.

An der Spitze dieser Delegation steht Reichsorganisationsleiter Dr. Ley. Außerdem gehören ihr an: Reichsjugendführer Armann, Reichshochschulführer Gauleiter Dr. Scheel, Gauleiter Hunkle, der stellvertretende Gauleiter von Wien Schwarzer, Stabsleiter Oberbefehlshaber Simon und Oberdienstleiter Dr. Gupfauer. Die Delegation verließ am Montagabend die Hauptstadt der Bewegung und trifft am Dienstag in Rom ein.

Mit der Entsendung dieser Delegation bekunden der Führer und mit ihm das nationalsozialistische Deutschland ihre tiefe innere Verbundenheit mit der faschistischen Revolution, die vor 20 Jahren mit dem Marich der Schwarzhemden auf Rom den geistigen Umbruch Europas einleitete. Die Anwesenheit der nationalsozialistischen Abordnung während der mehrtägigen Erinnerungsveranstaltungen in Rom gibt der Solidarität der faschistischen und nationalsozialistischen Bewegungen sowie der Gemeinamkeit ihrer geschichtlichen Aufgabe sichtbaren Ausdruck.

Hessige Stürme im Atlantik

Die U-Boot-Operationen erschwert

Berlin, 26. Oktober. Die am 25. Oktober durch Sonberrnennung bekanntgegebene Versenkung von 16 feindlichen Handelschiffen mit 104.000 BRT. stellt, wie das Oberkommando der Wehrmacht mitteilt, eine besonders hohe navigatorische Leistung der deutschen U-Boot-Kommandanten dar. Die Wetterbedingungen in weiten Seegebieten des Atlantik sind im Herbst den feindlichen, besonders im Nordatlantik, wo in den letzten drei Monaten des Jahres schwere Stürme die Schiffsahrt beeinträchtigen. Erst gegen den Äquator zu nimmt die Seegleichheit der Stürme ab. Die meisten Stürme, die Europa treffen, sind Teile der ausgedehnten Wirbel, deren Mittelpunkt vom nördlichen Atlantischen Ozean formen und nach Osten oder Nordosten weitergehen.

Geradezu orkanartigen Charakter nehmen die Stürme im Nordatlantik in den Herbst- und Wintermonaten an, sie erreichen über übersteilen dann sogar eine Geschwindigkeit von 16 Meter in der Sekunde. Selbst die großen transatlantischen Passagierschiffe von 20.000 und mehr BRT. verschwinden dann in den Wellentälern, so daß von ihnen kaum mehr als die Mastspitzen zu sehen sind. Wenn es den deutschen U-Booten gelingt, in immer wiederkehrender, in furchtbarer Weise die feindlichen Frachter und selbst schnellfahrenden Transporter zu versenken, so ist dies ein Beweis für die hohe Kampfkraft der U-Boot-Verbindungen und die Güte des Materials, das man ihnen anvertraut.

208 Güterzüge

Von den schweren Verlusten, die der Feind auf seinen weit umgelegenen Seewegen erleidet, gibt folgende Umrechnung ein ungefähres Bild. Die versenkte Tonnage von 104.000 BRT. ergibt, umgerechnet auf Eisenbahnwagen, eine Menge von 10.400 Güterwagen zu je 17 Tonnen Ladefähigkeit. 208 lange, voll beladene Güterzüge zu je 50 Wagen sind erforderlich, um die gleiche Gütermenge zu befördern, die jetzt wieder von deutschen U-Booten auf dem Grund des Atlantik gesinkt wurde. Anfeindbarerweise würden die Güterwagen eine Länge von über 70 Kilometer beanspruchen.

Aber nicht nur diese gewaltigen Güterwagenmengen verlor der Feind, sondern auch die Versenkung über 16 wertvolle Schiffe. Die Vernichtung eines einzigen Frachtschiffes bedeutet außer dem Verlust seiner Ladung den Ausfall einer Verkehrsleistung von vier bis sechs Hunderten im Nordatlantikdienst oder zwei bis drei Hunderten im Südatlantikdienst. Der Verlust eines Frachtdampfers ist also, bis zur Fertigstellung eines Neubaus, für den Gegner gleichbedeutend mit einer weiteren erheblichen Schrumpfung seines Nachschubdienstes, der unter der Einwirkung des U-Boot-Krieges auf allen atlantischen Seegebieten starker und nachhaltiger Störung unterliegt.

Ueber die in der Sondermeldung vom 25. Oktober bekanntgegebene Versenkung von 16 feindlichen Handelschiffen mit 104.000 BRT. teilt das Oberkommando der Wehrmacht noch ergänzend mit, daß sich unter den im Atlantik versenkten Schiffen mehrere große, schnellfahrende Frachter befanden, wie der 9365 BRT. große Dampfer „Baroonga“, der in Plymouth beheimatet war, und der britische India Steam Navigation Company gehörte, ferner das ehemalige norwegische Motorschiff „Arasagor“, 5542 BRT., das eine Ladefähigkeit von 7790 Tonnen hatte. Die „Arasagor“ war erst im Jahre 1938 gebaut worden und besaß eine Geschwindigkeit von 17 Seemeilen. Der Frachter „Steel Navigator“, ein amerikanischer Turbinendampfer von 5719 BRT., mit einer Ladefähigkeit von 9200 Tonnen, fiel gleichfalls im Atlantik einem U-Boot zum Opfer.

In nördlichen Gewässern Südamerikas wurden die Frachtdampfer „Neuben Tipton“, 6870 BRT.,

und „Galm Part“, 5780 BRT., versenkt. Die „Neuben Tipton“ war ein modernes amerikanisches Turbinenschiff, das erst im Jahre 1940 vom Stapel gelaufen war. Das Schiff war in New Orleans beheimatet und gehörte der U.S. Maritime Commission.

Die Briten verloren 21 Flugzeuge

Der italienische Wehrmachtbericht vom Montag, Rom, 26. Oktober. Das Hauptquartier der Wehrmacht gibt bekannt:

An der ägyptischen Front scheiterten wiederholte heftige feindliche Angriffe, die von Panzerstreitkräften unterstützt waren. Die Zahl der zerstörten feindlichen Panzer stieg auf 104.

Italienische und deutsche Luftverbände führten auf Vivaldi und Lager in den britischen Nachschublinien Bomben- und MG.-Feuerangriffe aus. In Luftkämpfen wurden von Jägern der Achse 14 Flugzeuge abgeschossen.

Ein feindlicher Landungsversuch im Rücken unserer Linien im Gebiet von Marfa Matrut wurde durch das schnelle Eingreifen von Kampfl

Artillerie-Beobachter im Wohnhaus-Block

Der Kampf um das Hüttenwerk „Krahnvi Oltjabr“

Berlin, 26. Oktober. In Stalingrad drangen unsere Truppen nach dem Oberkommando der Wehrmacht vorliegenden Meldungen am 25. Oktober in weitere nördliche Vororte ein und nahmen bei Vorstößen im Gelände des Hüttenwerkes „Krahnvi Oltjabr“ zahlreiche feindliche Widerstandsnester in den Gängen und Kellern der Werksanlagen sowie mehrere Häuserblöcke. Hierbei kam es zu hartnäckigen Kämpfen um einen hohen Wohnhausblock, die der vorrückende Beobachter der an dieser Stelle eingesezten Batterie zu unseren Gunsten entschied. Der junge Artillerieoffizier war mit der Infanteriepläne vorgedrungen und hatte in dem Häuserblock seine Beobachtungsstelle eingerichtet. Während der Nacht drangen die Bolschewiken in das Gebäude ein und besetzten die linke Hälfte des Hauses. Die deutschen Positionen im Keller und im dritten Stock waren dadurch abgeschnitten. Schnell wurden die Zugänge zur rechten Häuserhälfte, wo sich die Beobachtungsstelle befand, abgeriegelt. Aber der eingedrungenen Feind mußte her ausgetrieben werden und die Verbindung zu den Kameraden wieder aufgenommen werden. Dabei gab der Artillerieoffizier seiner Batterie, die weit weg am Stadtrand stand, den Feuerbefehl und leitete den Beschuss so geschickt, daß nach wenigen Orientierungsschüssen die nächste Granate genau an der äußeren Wand des linken Häuserflügels lag, während drei weitere Granaten in das erste und zwei Stockwerk einschlugen. Dann führten unsere Infanteristen in die Staubwolken hinein, sprangen über die halbverschütteten Treppen und säuberten mit Handgranaten Stockwerk um Stockwerk vom Feinde, bis nach einer knappen Stunde das ganze Haus wieder in deutscher Hand war.

Die Luftwaffe verlegte den Schwerpunkt ihrer Angriffe auf die feindlichen Batterien auf der dem Hüttenwerk gegenüberliegenden Wolga-Insel. Die Feuerstellungen waren nach dem großen Angriff des 24. Oktober in tieferer Arbeit wiederhergestellt und mit neuen Geschützen versehen worden. Auf diese Batteriestellungen warfen unsere Stukas und Kampfflugzeuge am 25. Oktober allein über tausend Bomben aller Kaliber, so daß die Bolschewiken wieder außerstande waren, die deutschen Stellungen am Westufer der Wolga wirksam unter Feuer zu nehmen.

Da die Bolschewiken erkennen mußten, daß sie in Stalingrad selbst mit ihren nächsten Aktionen keinen Erfolg von tragender Bedeutung erringen können, nahmen sie ihre Entlastungsangriffe wie-

der auf, Beide Flanken, sowohl im Norden wie im Süden der Stadt, wurden angegriffen. Allerdings hatten die Feinde keine große Kraft. An der nördlichen Front zwischen Wolga und Don wurden alle sechs angreifenden Panzer vernichtet und die dadurch ihres Panzerschutzes beraubten Infanteristen aufgerieben. An der südlichen Flanke waren die Vorstöße fruchtlos. Von 9 bis 17 Uhr griffen die Bolschewiken nach harter Vorbereitung durch Artillerie und Salvengeschüsse die deutschen Stellungen an. Bei den aufeinanderfolgenden Angriffswellen waren jedesmal drei bis fünf Bataillone, dazu Panzer, Bomber und Schlachtflugzeuge eingesetzt. Trotz Konzentration dieser Kräfte auf den verhältnismäßig kleinen Gefechtsstreifen einer einzigen deutschen Division zerbrachen alle Angriffe an dem jähen Widerstand unserer Truppen.

354 Opfer in Genua

Rom, 26. Oktober. Die Zahl der Opfer des englischen Terrorangriffs auf Genua hat sich, wie amtlich mitgeteilt wird, auf 354, zum größten Teil Frauen, Greise und Kinder, erhöht.

Stockholm, 26. Oktober. Wie IT. meldet, wurde bei dem letzten englischen Bombenangriff auf Genua das schwedische Konsulat durch Bomben zerstört. Wie das schwedische Außenministerium von der schwedischen Gesandtschaft in Rom erfährt, befinden sich jedoch alle Schweden in Genua wohlauf.

Japanische Erfolge auf Guadalcanar

Berlin, 26. Oktober. Die japanischen Streitkräfte auf Guadalcanar warfen in harten Kämpfen die amerikanischen Truppen über fünf Kilometer nach Osten zurück. Eine wichtige Höhe im Ravo-Gebirge fiel dabei in japanische Hand. Amerikanische Besatzungen an der Nordküste der Insel wurden durch japanische Schiffsartillerie unter Feuer genommen und zum großen Teil zerstört. Die Amerikaner zogen sich hier in das Innere der Insel zurück.

Der norwegische Minister Dr. Lunde tödlich verunglückt

Oslo, 26. Oktober. Wie das norwegische Telegramm-Büro amtlich bekanntgibt, kamen Minister Dr. Lunde, der Chef des norwegischen Departements für Kultur und Volksaufklärung, und dessen Gattin in der Nacht zum Montag bei einem Autounfall an der Fährstelle Waage am Romsdalsfjord in Westnorwegen ums Leben. Ministerpräsident Nilsung beauftragte den Minister Stenche mit der vorläufigen Führung der Geschäfte des Departements für Kultur und Volksaufklärung.

Minister Dr. Lunde wurde am 14. September 1901 in Jona bei Bergen geboren. Er war ein alter Kampfer für die Unabhängigkeit Norwegens. Im 2. September 1940 wurde er zum stellvertretenden Staatsrat und übernahm die Leitung des von ihm begründeten norwegischen Departements für Volksaufklärung und Kultur. Ein Jahr später erhielt er mit den übrigen Staatsräten die Amtsbezeichnung Minister, und am 1. Februar dieses Jahres übernahm er das Departement für Volksaufklärung und Kultur innerhalb der von Ministerpräsident Nilsung gebildeten nationalen Regierung.

Ausverkauf in Hollywood

Mit Stargagen und Luxus-Billen ist es aus

W.G. Lissabon, 26. Oktober. (Eig. Bericht.) Wie der Korrespondent des „Star“ seinem Blatt in London teilt, findet augenblicklich in Hollywood ein allgemeiner Ausverkauf statt. Fast an allen Billen und Landhäusern der ehemals so gefeierten Filmstars kann man Schilder entdecken, die darauf hinweisen, daß der betreffende Sitz zum Verkauf angeboten wird. Das gilt beispielsweise für die Besitzung der Mary Pickford, die zu den schönsten in ganz Hollywood gehört und wo einst nicht nur rauschende Feste gefeiert, sondern auch so manche Intrigue gesponnen wurde. Nach ihrer Scheidung von Fairbanks gehörte ihr das Haus allein. Obgleich sie sich dann mit dem gut verdienenden Bunnys Rogers wieder verheiratete, scheint sie nun aber den Besitz doch nicht mehr halten zu können. Auch Carl Laemmle, der jüdische „Obermacher“ der ganzen Hollywood-Sippe muß verkaufen. Sein 36 Morgen umfassender Besitz „Das Dorado“ soll sogar verhältnismäßig billig zu haben sein. Zum Verkauf steht auch „Reberley Hills“, das sich in den Tagen ihres Filmrühms Gloria Swanson von dem Rastertingentkönig Gilette für die „lächerliche“ Summe von 600.000 Dollar — selbstverständlich mit allen Schätzen hat bauen lassen. Jetzt wird ein Käufer gesucht, der gewillt ist, wenigstens noch 200.000 Dollar dafür zu zahlen. Vorläufig hat sich jedoch noch keiner gemeldet. Da hatte Warner Barter, der seine Luxusvilla noch für 150.000 Dollar an den Mann brachte, mehr Glück. Im übrigen wird dieser allgemeine Ausverkauf in Hollywood nicht nur darauf zurückgeführt, daß das Filmgeschäft in Hollywood sehr zusammengekrummt ist — daß also längst nicht mehr so viel verdient wird — weil eben die Welt außerhalb der USA die Schönheit der Hollywooder Filmproduktion inzwischen erkannt hat und als Abnehmer dieses Artikeles nicht mehr in Frage kommt — sondern auch darauf, daß die Steuerbehörde Roosevelt inwieweit ihr übriges tat und tut, um das Halten solcher Luxusbesitzungen zu einem kaum lösbaren finanziellen Problem zu machen.

32 Morgen Weinberge um den Hals?



Brillanten und Schmuck waren immer kostbar. Aber ist es bekannt, daß die wertvollsten Schmuckstücke der Welt aus Weintrauben bestehen können, oft noch viel kostbarer waren? Sie stellen fantastische Gebilde aus fächerförmig getrennten Reben und einer verschmiedeten Kette auserlesener Brillanten Epochen dar. Ein repräsentatives ist ein ganzes Vermögen. Ein holländischer Edelmann, der sich 32 Morgen bester Weinbergländ um den Hals trug!

Seute hatten wir diese Leute für Verschwenker. Dabei sind wir oft selbst — was unsere Kräfte anlangt — Verschwenker, und merkwürdigerweise Verschwenker aus falsch angewandter Sparsamkeit! Widerstrebt es uns nicht manchmal, ein Pferd in die Wälder zu geben, wenn es am Kragei leicht angeschminkt ist — so, daß man es von außen überhaupt nicht sieht? Also tragen wir es noch weiter. Was ist dann die Folge davon? Unsere Reben müssen dürrer und reifen, damit sie die Schweißblätter aus den Krägen bringen. Und weil durch dieses Dürrer und Reifen die Reben an den Krägen immer zuerst laupatigen, verbrauchen wir ganz unnötigerweise manches Bäckfleisch, das wir sonst noch lange tragen könnten.

Genau so ist es mit den Manichien. Wärdt man die Reben erst dann, wenn die Manichien richtige Schweißblätter haben, spart man kein Bäckfleisch. Im Gegenteil, man verschwendet es, denn zum Herauswischen dieser Schweißblätter braucht man oft doppelt so viel wie zum Waschen des ganzen Hemdes.

Jeder soll sich im Kragei bemühen, weniger Bäckfleisch zu verbrauchen als früher. Bäckfleisch wird gekocht durch häufiges Wechseln und dadurch, daß man sie weniger schmutzig werden läßt als sonst.

Der Kerkelmacher von Sankt Stephan

Roman von Alfons v. Zibulka

Copyright by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.

(6. Fortsetzung)

Wieder zog er sein farbenfrohes Tuch und begann sein Verzögerungsspiel. Dann griff er nach der Hand des Bäckziesers und sagte: „Geh, mach Feierabend, Brand! Morgen ist auch noch ein Tag. Schaut es mir gut aus. Hoffst halt zuviel in der Werkstatt. Is ja auch gleich fünf. Komm, geh' ma in meine Weinstuben nüber, zum „Silbernen Schneid“. Ins Kavaliersklub. Dort is nämlich heut abend g'wiss keine Seel, weil doch heut der große Ball bei der Kaiserin is, wie i' gehört hab.“

„Grad deswegen hab ich keine Zeit, Kirndorfer. Muß heut noch zwölf Körbe voller Lebzellen in die Burg liefern.“

„A geh! Sei nit langweilig, Brand!“

„Ein anderes Mal, Kirndorfer. Und reden können wir ja auch bei mir d'oben in der Wohnung.“

Kirndorfer erhob sich pustend aus seinem Sessel. „Grad heut hätt i gern ein Wein mit dir trinken, Brand.“

„Geh, komm halt! Dein Altagell macht d' Lebzellen auch nit schlechter als wie du.“

„Was, Anderl? Der Weinbändler schlug einem kleinen, verrotteten Männchen, dem man nicht anjah, daß es manchmal so, derb auf den Rücken.“

Der ein wenig verwachlene, fast zwergenhafte Alte, der eben ein großes Badblech mit fertigen Lebzellen aus der Korb zog, drehte sich um, zeigte seine langen, gelben Zähne und lachte: „Freilich, Herr Kirndorfer. Der Meister darf schon auf ein Wein gehen. Is eh 's letzte Blech. Und die anderen Sachen san ja schon berg'richt.“

Er deutete mit dem Daumen auf den langen Werkstisch hinter sich, wo auf schneeweißen langen Tüchern ausgebreitet, bunt und verlockend die Pfefferkuchen und Lebzellen lagen. „Mögens probieren, Herr Kirndorfer?“ Der Alte ließ reichlich dem Weinbändler einen mit Zuckerzerg überzogenen, noch warmen, duftenden Kringle.

„Dank schön, Anderl!“ Der Ruchdorfer Weinbändler lachte, schob das Badblech in den Mund und sagte launisch: „Hast es gehört, Brand? Gar so wichtig bist da nimmer.“

„Na dann halt in Gottes Namen! Durst kriegt man beim Badochen.“ Ein Augenblick noch, Kirndorfer! ... Du, Anderl, du sagst dann der Demoiselle List, daß f' die Korb herrichten soll! Wo f' nur wieder bleibt, die List! Sabs jetzt Mittag nimmer g'hehen. In der letzten Zeit hab i mein Kreuz mit dem Mädel, Kirndorfer.“

Gelt, Anderl, ich kann mich darauf verlassen, daß du mitgehst, wenn die Ruben die Korb in die Hofküche bringen.“

Der Alte ließ nicht. Aloisius Brand nahm Hut und Mantel, die ihm ein Lebzücker gebracht. Dann öffnete er die Tür zum Laden und ließ dem Weinbändler den Vortritt. In der Tür drehte er sich noch einmal um: „Also gelt, Anderl, um sieben müssen die Sachen in der Burg sein.“ Ihm war nicht wohl bei dem Gedanken, daß er jetzt schon die Werkstatt verließ.

Als die beiden den Laden betraten, sah die Alte von ihren Karren auf.

Der Weinbändler blieb stehen, griff nach seinem Pelz: „Tun Sie auch Karten aufschlagen, Vielgratlerin?“

„Das sehens doch, Herr Kirndorfer.“

„Ob es glauben oder nit: allweil bleiben Coeur-Pub und Herzbam übrig, seit einer Woche, wann i Karten aufschlagen tu f' d' List! ... Da schauens her, wanns nit glauben!“

„Und das bedeutet?“

„Daß der List ein Kavalier in Aussicht steht.“

Aloisius Brand schüttelte ärgerlich den Kopf. Solchen Unsinns mochte er nicht. Der Weinbändler aber hob den kurzen, fetten Zeigefinger und lachte grobloud: „A Kavalier, jagens? ... Dös könnt leicht sein, Vielgratlerin!“

Der alte Neger, Pächter der Kirndorfer'schen Weinstube „Zum Silbernen Schneid“, hatte die Flasche goldgrünen Weins zwischen seinen Patron und den Kerkelmacher von Sankt Stephan auf den behäbigen, blankgeputzten Tisch gestellt. Dann hatte er sich mit gekrümmter Miene entfernt, weil er nicht weiter ins Gespräch gezogen wurde. Als der Birt vom „Silbernen Schneid“, bei dem die Kavalier, Barone und Grafen und nicht selten sogar der Feldmarschall Daun und der Staatskanzler Rannitz verkehrten, war man doch wer! Aber manchmal stieg halt dem reichen Kirndorfer aus Ruchdorf sein Geld zu Kopf. Da ließ sich

nichts machen. Lauter als sonst fiel die Tür hinter dem Birt ins Schloß.

Erst als der Pächter verschwunden war, schenkte Kirndorfer umständlich die beiden Gläser voll: „Also dem siebeshundertundsiebzehner Jahr, Brand!“

„Wie der Prinz Eugen die Türken bei Belgrad g'schlagen hat! Kann mich noch gut erinnern, wie mein Vater selig g'lacht hat, daß er nit dabei hat sein können, weil ihn der Franzos bei Turin ins Wein g'schossen hat.“

„Stimmt! Und zu Ehren von derer Viktoria hat der Herrgott ein Weindl wachsen lassen im siebeshundertundsiebzehner Jahr, das sich sehen lassen kann. Drei Gulden die Flaschen, Brand! Weil heut ein besonderer Tag is.“

Er hob das Glas prüfend gegen das Licht.

„Besonderer Tag?“ fragte der Bäckzieher erstaunt. Vielleicht hatte der Weinbändler Geburtstag. Aber dann wäre er wohl daheim geblieben bei seiner Frau und seinem Sohn. Der Kirndorfer sah nicht danach aus, als ließe er sich gern Feste entgehen. „Ein besonderer Tag is heut, sagst? Was meinst damit, Kirndorfer?“

„Das wirst gleich sehen“, gab der Ruchdorfer Weinbändler bedeutsam zur Antwort. Er schnupperte an seinem Glase, trank, schaltete befriedigt mit der Zunge und biß dann von einem der Lebzellen ab, die Brand in seine Hoftasche gesteckt und dann im Kavaliersklub fortgelaufen auf einen Teller geschickt hatte. Die Weinlebzellen des Kerkelmachers von Sankt Stephan waren berühmt. Sonst, wenn die Stube nicht so leer war wie heute, standen ganze Schüssel davon auf den Tischen.

Johann Kirndorfer nahm einen zweiten Schluck, um seine letzte Verlegenheit zu verbergen, und schickte sich an, wieder sein Täschchen zu ziehen, um Zeit zu gewinnen. Aber schließlich ließ er es bleiben und lachte: „Gelt, jetzt bist langsam neugierig g'worden, Brand?“

„Der Kerkelmacher nicht: „Eigentlich schon.“

„Also hör zu!“ Der Weinbändler trank zum drittenmal und schloß. Möglich neigte er sich über den Tisch und sagte: „Gelt, was soll ich lang reden? Hab mir zwar eine feierliche Red ausgedacht ... aber ...“

Er stockte, legte seine rote Zunge auf den Arm des Bäckziesers und plakte heraus: „Weißt was, gib mei'm Franzl deine List, Brand!“

Er blies die Wangen aus, seufzte erschöpft und griff nach dem Glase: „Gott sei's gelobt und getrommelt! Heraus is! ... Prost, Brand! ... Na, Brand, was sagst dazu?“

Der Kerkelmacher von Sankt Stephan war nicht einer von denen, die gleich im ersten Augenblick für eine Sache zu entlassen sind. In seiner Werkstatt hatte er Gelassenheit gelernt. Auch hatte ihn ein hartes Leben gelehrt, die Schattenseiten deutlicher und früher als die Lichter zu sehen. Er nahm seine Brille ab, legte sie bedeutsam vor sich auf den Tisch, fuhr sich mit den Knöcheln beider Zeigefinger über die Augen und trank nun selbst einen Verlegenheitschluck. Dann lachte er gezwungen und meinte: „Was soll ich sagen, Kirndorfer? Es ist mir natürlich eine Ehre, aber ...“

„Was aber?“ rief der Weinbändler und gab dem Kerkelmacher einen freundschaftlichen Nickenstoß.

„So was will doch überlegt sein. Is doch nit so einfach wie ein Hohlhandel oder ein Lebzellenlauf ...“

„Was gibst da lang zu überlegen? ... Sag halt ja, Brand!“ Der Weinbändler schenkte wieder die Gläser voll. Und als Aloisius Brand unentschieden seine Brille wusch und den Kopf wiegte, sagte Johann Kirndorfer nun doch einen Teil seiner Rede auf.

„Schau, Brand, mein Franzl is doch ein Bursch, der sich sehen lassen kann. Nit?“

„Freilich, Kirndorfer ...“

„Fünfundzwanzig Jahr alt. Gut g'machsen. A bißl unterrippt, dös is schon wahr. Aber gar so zaundünn soll ja ein Mannsbild auch wieder nit sein. Und ein bißl langsam is er halt im Kopf. Aber dafür eine Seele von einem Menschen. Das is do d' Hauptsache. Die viele Geistesheit taugt auch zu nit. Und vom G'schäft versteht er was. Ein Schlüderl, und er weiß, aus welchem Jahr und von welcher Lagen ein Wein is. Auf hundert Stund kennt er's an Wein an, ob er was wert is. Und mit die Noß kennt er si a aus, der Franzl. Glei hat er misfahren wollen, wie er gehört hat, daß i den neuen Braun ausprobiert. Aber das hätt si doch nit g'hört. Der Brautwerber muß doch i, der Vater, sein. Nit, Brand? So is allweil g'wesen. Und bei die alten Bräuch soll ma's lassen ... Und weißt, Brand, dös Umänderluchieren mit io paar schöne Köstler, das macht den Frauenzimmern halt allweil a Freud. Ueberhaupt is auf ein gutes Leben halt er was, mei Franzl ... Hätt's schon gut bei ihm, bei List ... Du redst ja gar nit, Brand?“

(Fortsetzung folgt.)

